



**JONATHAN
SANTLOFER**

**DER
TODES
KÜNSTLER**

Weltbild

Als einer ihrer Schützlinge, die junge Vokal-Artistin Elena Solana, ermordet aufgefunden wird, ist Kate McKinnon Rothstein nicht nur persönlich betroffen.

Kate, angesehenes Mitglied der New Yorker Society, renommierte Kunstkennerin und Moderatorin einer populären TV-Serie auf Basis ihres Bestsellers »Artists´ Lives«, sieht sich mit ihrer Vergangenheit im Polizeidienst konfrontiert. Vor ihrer Hochzeit mit dem Multimillionär Richard Rothstein war sie zehn Jahre lang Detective im Morddezernat des NYPD.

Als zwei weitere Morde geschehen und der Killer beginnt, sich mit Kate in Verbindung zu setzen, nutzt sie ihre hervorragenden Kontakte zur Polizeipräsidentin und schaltet sich als Beraterin in die Mordermittlungen ein. Denn nur sie allein kann die rätselhaften Nachrichten des »Todeskünstlers«, der seine Morde nach Motiven berühmter Kunstwerke inszeniert, entschlüsseln...

Kate McKinnon

1. Der Todeskünstler
2. Farbfehler
3. Tödliche Kunst

Jonathan Santlofer

Der Todeskünstler

Aus dem Amerikanischen von Paul Lukas

Weltbild

Jonathan Santlofer studierte Kunst an der Boston University und am Pratt Institute in Brooklyn. Seine Kunstwerke wurden in mehr als 100 Ausstellungen in den USA, Japan und Italien gezeigt und sind Bestandteil von Dauerausstellungen, unter anderem des Metropolitan Museum of Art, New York. Er erhielt zahlreiche Auszeichnungen und ist Mitglied des Direktoriums von Yaddo, einer der ältesten und renommiertesten Kunst-Gesellschaften der USA.

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel The Death Artist.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2022 by Weltbild GmbH & Co. KG, Ohmstraße 8a, 86199
Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2002 by Jonathan Santlofer

First published in the U.S. by William Morrow, an imprint of HarperCollins Publishers LLC.

All rights reserved.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2007 by Parthas Verlag GmbH

Übersetzung: Paul Lukas

Covergestaltung: Atelier Seidel – Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: iStockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-98507-429-7

PROLOG

Es würde ein mieser Tag werden. Schon bevor alles aus dem Ruder lief, hatte sie dieses Gefühl. Sie schob es auf die Kopfschmerzen, mit denen sie aufgewacht war. Aber selbst später, als die Schmerzen nachließen, blieb dieses Gefühl, das fast so etwas wie eine Vorahnung war. Sie würde den Tag trotzdem überstehen. Vielleicht, dachte sie, würde der Abend besser werden.

Sie irrte.

»Wie wär's, wenn wir was trinken gehen, einen Kaffee vielleicht?« Er lächelt.

»Ich sollte nach Hause gehen.«

Er sieht auf die Uhr. »Es ist erst halb neun. Komm schon. Ich spendiere dir eine Tasse des besten Cappuccinos der Stadt.«

Vielleicht gibt sie nach, weil die Kopfschmerzen endlich weg sind, oder weil der Tag viel besser gelaufen ist, als sie erwartet hat, oder weil ihr nicht danach ist, alleine zu sein, nicht jetzt sofort.

»Lass uns ein Stück gehen.«

Die kühle und ein wenig feuchte Abendluft lässt sie in ihrer dünnen Baumwolljacke zittern.

»Kalt?«

Er legt einen Arm um ihre Schultern. Sie ist sich nicht sicher, ob sie das möchte, denkt darüber nach und seufzt hörbar.

»Was ist?«

Sie lächelt schwach. »Das würdest du nicht verstehen.«

Ihre Bemerkung ärgert ihn. Warum sollte ich sie nicht verstehen? Er nimmt den Arm weg – sie fragt sich, warum –, und schweigend gehen sie einen Block nebeneinanderher, vorbei an Restaurants und mittelgroßen Sandsteinhäusern, bis sie das Schweigen unterbricht:

»Vielleicht sollte ich einfach ein Taxi nach Hause nehmen.«

Er ergreift ihr Handgelenk, bringt sie sanft zum Stehen. »Komm schon. Nur einen Kaffee.«

»Ich denke, ich sollte gehen.«

»Okay, aber ich begleite dich nach Hause.«

»Red keinen Unsinn. Das kann ich auch allein.«

»Nein. Ich bestehe darauf. Wir nehmen ein Taxi und trinken bei dir in der Gegend schnell einen Cappuccino. Was hältst du davon?«

Sie seufzt, hat nicht die Energie zu widersprechen.

Im Taxi sprechen sie beide nicht; er sieht aus dem Fenster, sie starrt auf ihre Hände.

Das Starbucks an ihrer Ecke hat schon geschlossen.

»Verdammt. Ich hätte wirklich gern einen Kaffee gehabt.« Er sieht sie traurig an wie ein kleiner Junge, dann zeigt er sein strahlendstes Lächeln.

»Oh, okay. Du hast gewonnen.« Auch sie lächelt. »Ich werde uns einen machen.«

An ihrer Haustür hantiert sie mit ihren Schlüsseln, steckt schließlich einen in das Schloss. Aber die Tür gibt nach, noch bevor sie ihn herumgedreht hat.

»Hier fällt alles auseinander. Sie sind am Bauen und machen dabei ständig was kaputt. Ich würde mich ja beim Hausmeister beschweren, aber der taugt auch zu nichts.«

Im zweiten Stock müssen sie jeder Menge Holz, Kabel und anderem Elektrozubehör ausweichen.

»Ich glaube, sie machen aus zwei Apartments eins. Hoffen wohl auf höhere Mieteinnahmen. Das geht schon seit Wochen so, der Lärm treibt mich in den Wahnsinn.«

Im dritten Stock öffnet sie den Riegel und das Panzer-Riegelschloss ihrer Wohnungstür.

Er zieht sofort seinen Mantel aus und wirft ihn über einen Stuhl und setzt sich auf ihr Sofa, eine Schicht dicken Schaums, auf der ein mit einem auffälligen Muster bedruckter Baumwollstoff sowie Kissen liegen, die sie in der 14th Street gekauft hat, eins mit einem aufgedruckten Porträt von Elvis, das andere mit einem von Marilyn – macht es sich viel zu bequem, denkt sie. Wieder und wieder fährt er mit dem Finger über Marilyns grellroten Mund.

Ihr wird bewusst, dass sie ihren Mantel noch anhat. Sie hängt ihn an einen Haken hinter der Eingangstür, dreht den Schlüssel herum und lässt das Schloss einrasten.

»Gewohnheit, weißt du.« Nervös lächelnd betritt sie die kleine Küche, eine rechteckige, mit dem Wohnzimmer verbundene Nische, nicht größer als ein Wandschrank. Sie zieht an einer Kette, und eine Glühbirne wirft ihren Schein auf den kleinen Kühlschrank, den Herd mit den zwei Kochplatten, das winzige Spülbecken und das Regalbrett, auf dem ein Toastergrill und eine Kaffeemaschine stehen. Den durchweichten braunen Filter nimmt sie heraus und wirft ihn in einen kleinen Plastikmülleimer.

»Kann ich helfen?«

»Es ist viel zu eng hier drin. Ich komm schon klar.«

Sie kann seine Blicke spüren, während sie sich um den Kaffee kümmert. Seine Blicke auf ihre Bewegungen, ihr hin und her schwingendes Haar. Vielleicht war das alles doch keine so gute Idee.

Zurück im Wohnzimmer setzt sie sich auf den Stuhl mit der harten Rückenlehne an ihrem Computertisch gegenüber der Couch. »Der Kaffee ist in einer Minute fertig.« Er sieht zu ihr auf, lächelt, schweigt. Sie spielt mit einem losen Faden an der Manschette ihrer Bluse, überlegt, was sie gegen die Stille tun könnte. »Wie wär's mit etwas Musik?« Mit ein paar Schritten ist sie an dem in einer Ecke auf dem Boden stehenden CD-Player. »Mein einziger Luxus.«

Auch er durchquert das Zimmer, kniet sich neben sie und zieht eine CD aus dem Stapel. »Leg die auf.«

»Billie Holiday«, bemerkt sie und nimmt ihm die CD aus der Hand.

»Die bringt mich noch mal um.« Bringt mich um bringt mich um bringt mich um bringt mich um ... Die Worte hallen in seinem Hirn wider.

Aus den zwei kleinen Lautsprechern dringt der helle Klang einer Klarinette, gefolgt von Billie Holidays unnachahmlichem gefühlvollem Klagen. God Bless the Child breitet sich mit einer unsagbaren Traurigkeit im Zimmer aus.

Er beobachtet sie, wie sie neben ihm kniet und mit geneigtem Kopf mitsummt, das Haar fällt ihr seitlich über das Gesicht. Den ganzen Abend hat er sie beobachtet, darüber nachgedacht, geplant. Aber jetzt ist er sich nicht sicher. Mit all dem wieder anfangen? Es ist so lange her. Er war so gut. Aber als er die Hand ausstreckt und ihr Haar berührt, weiß er, es ist bereits zu spät.

Sie reißt den Kopf zurück, steht sofort auf.

»Tut mir leid. Ich wollte dich nicht erschrecken«, er achtet darauf, dass seine Stimme ruhig bleibt, während er sie betrachtet und es genießt, wie sie sich nervös, unruhig wie ein Kätzchen bewegt. Aber als sie über ihm steht und auf ihn herabschaut, als wäre er irgendwie minderwertig, hat sie so gar nichts Kätzchenartiges mehr an sich. Wut steigt in ihm auf, und er ist bereit.

»Ich hol den Kaffee.« Als sie sich abwendet, packt er sie am Arm.

»Hey«, herrscht sie ihn an. »Hör auf damit.«

Sofort lässt er sie los, hebt die Hände, um ihr zu signalisieren, dass er keine bösen Absichten hat, und probiert es wieder mit diesem Lächeln.

Die Arme vor der Brust verschränkt, stößt sie hervor: »Ich denke, du solltest gehen.«

Aber er lehnt sich zurück und faltet, ein Grinsen auf den Lippen, die Hände hinter dem Kopf zusammen. »Komm, lass uns da keine große Sache draus machen, okay?«

»Manchmal ist man einfach empfindlich. Aber ich will darüber nicht diskutieren und ... ich bezweifle, dass du es verstehen würdest.«

»Ach wirklich? Warum das denn? Oh ... warte, ich glaube, ich kapiere.«

»Geh einfach.« Sie behält ihre trotzige Pose bei.

»Ich weiß«, entgegnet er. »Ich bin der böse Junge, und du bist die unschuldige, ausgenutzte Frau. Oh, sicher. So richtig unschuldig.« Er steht auf. »Tja, dann will ich dir mal was sagen ...«

»Hey. Beruhige dich«, sagt sie, bemüht, die Situation wieder unter Kontrolle zu bekommen. »Ist doch alles cool.«

»Cool?« Er wiederholt das Wort, als hätte es für ihn keine Bedeutung.

Tu es!

»Einen Moment noch!«, ruft er.

»Was?«, fragt sie, kann aber sehen, dass er nicht wirklich mit ihr spricht, und seine Augenlider flattern, als würde er in eine Art Trance geraten.

Er macht einen Schritt vorwärts, die Hände zu Fäusten geballt.

Sie gibt ihre Selbstbeherrschung auf, stürzt zur Tür und versucht

verzweifelt, das Panzer-Riegelschloss zu öffnen, als er auf sie losgeht. Als sie versucht zu schreien, presst er ihr eine Hand fest auf den Mund.

Dann ist er ganz über ihr, zerrt an ihren Armen, schreit, murmelt, die Stimme rau, nicht wiederzuerkennen. Er reißt ihre Arme hoch, hoch über ihren Kopf. Sie ist überrascht, wie stark er ist, ihr gelingt es aber, eine Hand freizubekommen, und sie schlägt ihm auf den Mund. Ein wenig Blut tropft von seiner Lippe. Er scheint es nicht zu bemerken, wirft sie zu Boden, klemmt ihre Arme unter seine Knie, hält sie mit seinem ganzen Gewicht nieder, zerreißt ihre Bluse und befummelt ihre Brüste. Sie versucht, ihn zu treten, trifft aber nicht und strampelt hilflos mit den Beinen. Dann packt er sie am Kinn, beugt sich herab und presst seinen Mund auf ihre Lippen. Sie schmeckt sein Blut, reißt ihren Kopf zurück, spuckt ihm ins Gesicht, hört sich schreien: »Ich bring dich um!«

Er schlägt ihr heftig ins Gesicht, lässt von ihr ab, steht neben der Couch und schaut auf sie herab. »Wie wollen wir's machen?«, fragt er. »Nett oder ... nicht so nett?«

Sie sieht doppelt, kann sich nicht aufrichten, hat das Gefühl, sich gleich erbrechen zu müssen.

Dann fällt er wieder über sie her, reibt sich fluchend an ihr. Sie beißt in das Marilyn-Monroe-Kissen, konzentriert sich auf Billie Holiday.

Seine Bewegungen haben jetzt etwas Wildes, sein Fluchen ist lauter geworden; sie spürt, dass er nicht in sie eingedrungen ist, und empfindet ein Gefühl der Erleichterung.

Schließlich rollt er von ihr herunter. »Du hast mich einfach nicht heiß gemacht«, meint er und zieht seine Hose hoch. Es war ein Fehler.

Natürlich war es ein Fehler. Halte dich an den Plan.

Sie schiebt ihr Kleid nach unten.

»Die neue Frau ... die ist ja so tough«, redet er weiter und sucht nach Worten, nach irgendetwas, um sein angekratztes Ego wieder aufzubauen. »So tough, dass sie einen Mann nicht befriedigen kann.«

Sie versucht, klar zu denken, will nur, dass er verschwindet. »Ja«, antwortet sie. »Du hast recht, ich – es tut mir leid. Es lag nicht an dir, ich –«

Er greift nach ihrem Gesicht, dreht es zu sich. »Was? Was hast du gesagt?« Sie versucht, seine Hand wegzustoßen, es gelingt ihr aber

nicht. »Du behandelst mich von oben herab? Mich! Du verfluchte kleine Schlampe!« Der Schlag kommt so schnell, dass sie für einen Moment wie gelähmt ist, und dann schreit sie.

»Raus hier! Verschwinde, verdammt noch mal!« Sie stürzt auf das Telefon zu. Aber er ist schneller als sie, fegt es vom Beistelltisch, reißt dabei den Stecker aus der Buchse, das Kabel fliegt durch die Luft. Dann kriegt er sie an den Haaren und um die Hüfte zu fassen und zerrt sie in die Küche. Das glühend heiße Glas der Kaffeemaschine verbrüht ihr den Rücken. Er knallt sie gegen die Wand. Die Kaffeemaschine fällt herunter, heißer Kaffee spritzt über ihre Knöchel. Sie versucht, ihn im Gesicht zu kratzen, verfehlt ihn. Er versetzt ihr einen Hieb mit der Faust.

Ein Bild von ihr als junges Mädchen in einem weißen Konfirmationskleid taucht vor ihr auf; dann wird das Weiß zu Grau, und danach ist alles schwarz.

Kaum kann er sich an das Messer in dem flachen Spülbecken erinnern. Aber jetzt ist das Mädchen still. Sie liegt auf dem Boden, ein Bein verdreht unter ihr, das andere gerade ausgestreckt. Alles ist mit Blut bespritzt – der Herd, das Schränkchen, der Boden. Nicht einmal an die Farbe ihrer Bluse kann er sich erinnern; sie ist voller herrlicher dunkelroter Flecken. Rötlicher Speichel sprudelt aus ihren Mundwinkeln. Ihre Augen sind weit geöffnet, starren ihn verwundert und leer an. Er erwidert ihren Blick.

Wie lange ist es her? Hat sie jemand gehört? Er horcht nach Sirenen, Fernsehern, Radios, Lebenszeichen aus anderen Apartments. Aber er hört nichts. Er hat Glück. Ja, ich habe immer Glück gehabt.

»Das sieht ja vielleicht aus«, krächzt er mit trockenem Hals. Neben der Spüle findet er ein Paar Latexhandschuhe, zwingt seine blutbefleckten Hände hinein, wäscht das Messer gründlich ab und wirft es in eine Schublade; dann zieht er die Schuhe aus, um blutige Abdrücke zu vermeiden, und stellt sie neben den Toastergrill. Er knüllt ein paar Papierhandtücher zusammen, bespritzt sie mit flüssigem Reinigungsmittel und macht sich an die Arbeit, wischt alles in der Wohnung ab, was er berührt zu haben glaubt. Nimmt sogar die Billie-Holiday-CD aus dem Player, steckt sie wieder in die Hülle und schiebt sie in den Stapel.

Er überprüft die Couch, schaut nach, ob er etwas fallen gelassen hat oder etwas abgerissen ist, sucht nach Knöpfen und sogar Haaren. Für ein paar Haare, von denen er glaubt, dass sie von dem Mädchen sind, nimmt er, um sicherzugehen, den Handstaubsauger von der Wand in der Kochnische und fährt damit mehrmals über die Couch, wischt ihn mit einem Handtuch ab und hängt ihn wieder auf.

Unbewusst berührt er seine Lippe, spürt den Schmerz, erinnert sich an den Kuss.

Wieder in der Kochnische, nimmt er einen Schwamm aus der Spüle, bespritzt auch ihn mit dem Reinigungsmittel, wäscht dem toten Mädchen das Blut von den Lippen, schiebt ihr mehrmals den Schwamm in den Mund und zieht ihn wieder heraus.

Er untersucht ihre leblosen Hände. Nagellack? Nein, Blut. Meins oder ihres? Aber hier hilft der Schwamm ihm nicht weiter, Spuren von Rot kleben hartnäckig unter ihren Nägeln. Den Schwamm stopft er in seine Hosentasche, in die er bereits das feuchte Knäuel Papierhandtücher gesteckt hat – die Feuchtigkeit sickert durch den Stoff und auf seinen Oberschenkel. Dann entnimmt er der Innentasche seiner Jacke ein kleines ledernes Maniküretui, das er immer bei sich trägt, und macht sich mit seinen feinen metallenen Werkzeugen an die Arbeit. Zehn Minuten später sind die Nägel des Mädchens nicht nur makellos sauber, sondern auch elegant geformt. Er nimmt sich einen Moment Zeit, um sein Werk zu bewundern. Anschließend schneidet er mithilfe seiner Hautschere vom Haar des Mädchens vorsichtig eine Locke ab und presst sie, gleich über seinem Herzen, in seine Hemdtasche.

Vorsichtig berührt er mit einem behandschuhten Finger ihre Wange, bis er sich leuchtend scharlachrot färbt. Das ist es!

An der Schläfe beginnend, kriecht seine rote Fingerspitze nun ihre Wange hinunter, langsam, präzise, hält einmal kurz inne, um in die Blutlache auf ihrer Brust einzutauchen, und macht dann gleich neben ihrem Ohr weiter, hinterlässt eine leicht geschlängelte Linie, bevor er am markanten Kiefer des toten Mädchens liegen bleibt.

Perfekt.

Jetzt braucht er etwas Nützliches.

Im winzigen Schlafzimmer nimmt er sich einen Moment Zeit. Erst zieht

er das Gemälde über dem Bett in Erwägung. Zu groß. Vielleicht das schwarze Kruzifix an der schweren Silberkette? Er lässt es von einer Hand in die andere gleiten wie ein Kind seinen Treppenhüpfer, bevor er es zurück in die Kommodenschublade wirft.

Aber dann entdeckt er das kleine Fotoalbum aus Kunststoff, und nachdem er kurz hineingeschaut hat, entscheidet er, dass dies genau das Richtige ist.

Wieder an der Tür, öffnet er das Schloss und den Riegel, zieht sich die Schuhe und dann seinen langen Regenmantel an.

Im Flur gleich draußen vor dem Apartment zögert er. Im ersten Stock sind die monotone Stimme aus einem Fernseher – »Laura, Schätzchen, ich bin da ...« – und Gelächter vom Band zu hören. Durch den Flur schleicht er zur Haustür hinaus. Mit einem dumpfen Geräusch schließt diese sich hinter ihm.

Auf der Straße vergräbt er die Hände tief in den Taschen, konzentriert sich auf ein lässiges Tempo und hält den Kopf gesenkt.

Sechs oder sieben Blocks vom Apartment des toten Mädchens entfernt gelingt es ihm, einen der Handschuhe auszuziehen, während die Hand noch in der Tasche steckt. Dann hält er ein Taxi an.

Er ist überrascht, wie ruhig seine Stimme klingt, mit der er dem Fahrer sagt, wohin er will.

Ist es wirklich geschehen? War es eine Art Halluzination?

Er ist sich nie ganz sicher. Vielleicht ist alles ein Traum. Dann aber spürt er die Nässe an seinem Schenkel und den Plastikhandschuh – das ist real.

Die Muskeln in seinem Nacken und seinem Kiefer verkrampfen sich; für einen Moment zittert er am ganzen Körper.

Ist es das, was er will? Er kann sich kaum erinnern.

Jetzt ist es zu spät. Es ist getan. Ist vorbei.

In den verschmierten Fenstern des Taxies erkennt er sein Spiegelbild.

Nein, denkt er, es ist erst der Anfang.

Kate McKinnon Rothstein, »Stretch« für die Mädchen auf der St. Anne's School, war sie im Alter von zwölf Jahren doch bereits einen Meter zweiundachtzig groß, durchmaß mit großen Schritten das Wohnzimmer ihres Penthouse. Ihre halb offenen Schuhe klapperten auf dem auf antik gemachten Eschenholzboden im Rhythmus von Lauryn Hills Hip-Hop-Soul, der durch das Zwölf-Zimmer-Apartment tönte. Die Musik hallte von modernen und zeitgenössischen Gemälden, afrikanischen Masken, hier und da einem mittelalterlichen Artefakt sowie all dem wider, das nur der beste Designer von New York City liefern konnte: kristallene Türgriffe, auf Pariser Flohmärkten aufgespürte Badezimmerarmaturen aus Messing, von marokkanischen Straßenhändlern bestickte Kissen, ein paar Vasen aus der Ming-Dynastie von fast unschätzbarem Wert neben kostspieligen Töpferwaren von Fulper.

In ihrem nahezu vollständig weißen Schlafzimmer schleuderte Kate ihre Schuhe von sich, war versucht, sich auf dem extragroßen Bett auszustrecken – einer weichen flauschigen Insel mit einem ausschließlich mit Daunen gefüllten Deckbett und einem Dutzend weißer und grauweißer, mit Spitze verzierter Kissen –, aber ihr blieben nur noch genau dreißig Minuten, bevor sie sich mit ihrer alten Freundin Liz Jacobs treffen würde.

Nach all den Jahren kam es noch immer vor, dass die Pracht ihres Lebens sie innehalten ließ und sich ein Bild in ihrem Kopf zusammenfügte, das ihr dann so deutlich vor Augen stand wie die Gemälde an ihrer Wand: das beengte, schmale Schlafzimmer, in dem sie ihre ersten siebzehn Jahre verbracht hatte – das Einzelbett, die dünne Matratze, die mit holzfarbenem Kontaktpapier ausgelegte Kommode, die Tapete, die älter war als sie selbst und sich von der Wand ablöste. Kate betrachtete sich in dem großen Spiegel an der Tür ihres Schrankes. Ich habe Glück, dachte sie, verdammtes Glück.

Sie tauschte ihren eleganten Business-Anzug gegen eine bequeme schwarzgraue Hose und einen Kaschmirpullover mit Stehkragen. Dann raffte sie ihr volles schwarzes Haar zusammen – das erst vor Kurzem ein

paar silbergraue Strähnen bekommen hatte, die nun, dank Louis Licaris, des Färbers der Reichen und Schönen, golden waren –, steckte es mit ein paar Kämmen aus Schildpatt fest und betupfte sich hinter den Ohren mit ihrem Lieblingsparfüm Bal à Versailles.

Ein proustscher Moment: Ihre Mutter trägt ein Partykleid, in dem sie trotz des Labels von JCPenney groß und majestätisch wirkt, deckt sie zu und gibt ihr einen Gutenachtkuss. Lass dich nicht von den Bettwanzen beißen, Miezekatze.

Lebte ihre Mutter noch, würde sie ihr Gallonen teuren Parfüms kaufen, ihre Schränke mit Designerkleidern füllen, sie aus diesem Reihenhaus in Queens herausholen, dachte Kate. Sie errötete verlegen. Wer machte sich schon etwas aus Parfüm und Designerkleidern? Wenn ihre Mutter nur lange genug gelebt hätte, dass Kate ihr überhaupt irgendetwas hätte schenken können. Sie seufzte.

Im Bad trug sie ein nahezu farbloses Lipgloss auf, betrachtete sich prüfend im Spiegel, das Gesicht dieser Frau, zu der sie geworden war. Sie hatte sich gar nicht so sehr verändert während der letzten zehn Jahre – man musste nur ein paar Falten wegnehmen, eine Uniform, eine Pistole und diese kämpferische Haltung hinzufügen, die der Hälfte der Männer im 103. Revier Angst gemacht hatte. Aber das war lange her, war ein anderes Leben, das sie lieber vergessen hätte.

Sie hatte nie Polizistin werden wollen, obwohl es ihr im Blut lag – ihr Vater, ihr Onkel, ihre Cousins, sie alle waren Cops gewesen. Kate entschied sich für das College und studierte Kunstgeschichte, saß vier Jahre lang in dunklen Räumen und starrte auf Dias unterschiedlicher Gemälde, schrieb unzählige Referate und analysierte Kunstwerke, dechiffrierte sie, wie es hieß, und prägte sich Daten und Begriffe ein wie Strebebögen, Pentimenti, Freskomalerei und Lasuren. Arbeit aber fand die mithilfe eines Vollstipendiums an der Fordham University ausgebildete Kunsthistorikerin nach all dem in ihrem Beruf keine. Sechs Monate jobbte sie als Aushilfskraft, tippte und heftete anonyme Briefe ab, und dann dachte sie, warum dagegen ankämpfen? Die Polizeiarbeit hatte sie immer fasziniert. Und die Ausbildung beim New York Police Department erwies sich als viel gradliniger, als die Symbole auf einem flämischen Gemälde zu dechiffrieren.

Aufgrund ihrer Vorgeschichte blieb es Kate erspart, ihre Runden zu machen, und natürlich landeten die Fälle, die mit Kunst zu tun hatten, auf ihrem Schreibtisch.

Aber erst als ihr die Aufgabe zugeteilt wurde, sich um Ausreißer und vermisste Jugendliche zu kümmern – ein Gebiet, das die Männer gern an sie abtraten –, war sie wirklich mit ganzem Herzen bei der Arbeit. Ein Fehler. Nachdem sie es zehn Jahre lang mit Jugendlichen zu tun gehabt hatte, die sie nicht finden oder nicht retten konnte, hätte sie eine Herztransplantation gebrauchen können.

Gott sei Dank gab es da Richard Rothstein und eine zweite Chance – die Hochschulabteilung für Studenten mit abgeschlossenem Studium. Sie promovierte und fand die Zeit, ihren überraschenden Bestseller Artists' Lives zu schreiben.

Heute rettete Kate Kinder, bevor sie auf Abwege gerieten, und so gefiel es ihr. Mehr als ein in Schwierigkeiten befindliches Kind hatte eine Nacht bei den Rothsteins verbracht, manche waren wochenlang geblieben. Sie hatten ihnen die Hand gehalten und jede Menge Schüsseln mit Hühnersuppe gegeben, auch wenn es nicht Kate, sondern das Dienstmädchen war, das die Hühnchenteile einkaufte und die Pastinaken dünstete.

Wer hätte gedacht, dass ausgerechnet sie, ein Kind aus Astoria, eines Tages eine auf ihrem Buch basierende Serie für den Sender PBS moderieren und in ihrem Apartment im San-Remo-Gebäude Partys für Gouverneurskandidaten, für Generaldirektoren und Filmstars geben würde. Kate am allerwenigsten. Ihr Leben, all das, was sie ihr Eigen nannte, überraschte sie immer wieder und machte sie manchmal auch verlegen; und sie arbeitete hart daran, etwas zurückzugeben, das Schuldgefühl, das sich einstellt, wenn man vom Glück begünstigt ist, ein wenig abzuschwächen.

Sie tauschte die halb offenen Schuhe gegen Pumps, warf sich eine leichte Jacke über die Schultern, und das war's; sie war fertig.

Die Köpfe drehten sich wie die in dem Film Der Exorzist, als sie in die Bar des Hotels Four Seasons marschierte und auf der anderen Seite des Raumes ihre Freundin Liz entdeckte, die dort halb hinter der aktuellen

Ausgabe der monatlich erscheinenden Zeitschrift *Town and Country* versteckt saß, auf der unter der Überschrift »Our Lady of the Arts and Humanities« groß Kates Gesicht vor einem kühlen abstrakten Gemälde abgebildet war.

»Leg dieses Schundblatt weg. Bitte«, forderte Kate mit ihrer tiefen, kehligen Stimme. »Wenn sie sich die Zeit genommen hätten, auch nur ein Wort über meine traurige und mitleiderregende Jugend zu schreiben, wäre ich vielleicht nicht wie eine hochnäsige, mit einem Silberlöffel im Arsch geborene Angehörige der Schickeria rübergekommen!«

»Ah, das sittsame Covergirl.« Liz sah auf, und ihre blauen Augen betrachteten über das retuschierte Faksimile hinweg die echte Kate.

Kate gab ihrer Freundin auf beide Wangen einen flüchtigen Kuss und ließ sich auf einem Rohrstuhl mit hoher Rückenlehne nieder. Sie betrachtete die sommersprossigen Wangen ihrer Freundin, registrierte, dass sie kaum Make-up trug, ihr jegliches affektierte Gehabe abging, lächelte warm und orderte bei dem mit einem Smoking bekleideten Kellner, der Liz ein Gingerale hinstellte, einen Martini.

»Du trinkst noch immer nicht, wie ich sehe.« Kate holte eine Packung Marlboro hervor.

»Und du rauchst immer noch, wie ich sehe.«

»>Ich versuche immer noch aufzuhören< trifft es eher. Ich wünschte, ich hätte deine Willenskraft.« Kate zündete sich eine Zigarette an und warf die Packung wieder in ihre Tasche, musterte die lange Bar aus Mahagoni, die hohe Decke, die elegant gekleideten, sich unterhaltenden, lachenden, ihr süßes Leben genießenden Paare. Sie stieß eine lange Rauchfahne aus und sah zu, wie sie verschwand. Manchmal schien ihr ganzes Leben so trügerisch zu sein wie dieser Rauch – an einem Abend diskutierte sie mit Charlie Rose über Artists' Lives, und am nächsten hielt sie in einer Aids-Klinik einem Teenager die Hand. »Ich schwöre, Liz, ich weiß nicht, was mich auf dieses Leben vorbereitet hat.«

»Die St. Anne's School für – wie war das gleich? Verwahrloste Mädchen?«

»Richtig.« Kate lachte. »Auf dein Wohl, meine liebste älteste

Busenfreundin.« Sie hob ihr Glas, und sie stießen an. »Also, was hat meine arbeitssüchtige Freundin hinter ihrem Schreibtisch in Quantico hervorgeholt?«

»Ein einmonatiger Intensivkurs für Computer, um höheren Anforderungen gerecht zu werden. Direkt hier in New York City.«

»Nein.« Kate schlug mit den Händen auf den Mahagonitisch. »Zieh mich nicht auf, Liz Jacobs. In Quantico würde man dir doch auf keinen Fall einen ganzen Monat freigeben, damit du hier bei mir in New York City sein kannst.«

»Ich zieh dich nicht auf. Es tut mir leid, Schätzchen, das sagen zu müssen, aber das FBI hat mich nicht hergeschickt, um mit dir zusammen abzuhängen, auch wenn du natürlich das Sahnehäubchen bist. Ich bin hier, um den Computer beherrschen zu lernen, damit ich zumindest verstehe, wie man auf dieses ganze Zeug zugreift, das meine Branche schneller verändert, als mein Hintern schlaff wird. Man kommt an alle Informationen mit einem Computer, wenn man weiß, wie – Profile, Fallstudien, man kann jeder Art von Verbrechen nachspüren.« Sie tippte mit einem Finger an ihr Kinn. »Wenn ich an all deine vermissten Kinder denke – hätten wir damals Zugang zu manchem von dem gehabt, das sie heutzutage in der Datenbank haben, wäre das mit diesem letzten Kind niemals so ausgegangen – erinnerst du dich an ihren Namen?«

Oh, ja, Kate erinnerte sich.

Ruby Pringle alias Judy Pringle. Zwölf Jahre alt. Zuletzt lebend gesehen mit drei Paar Calvin-Klein-Jeans – zwei blau, eine schwarz, alle Größe 27 –, die sie sich über die Schulter ihrer Forest-Hills-Cheerleader-Jacke geworfen hatte, als sie die Umkleidekabine der Jugendabteilung des Queens Plaza Jeans Store betrat ...

Kate versuchte, die Erinnerung mit einem Blinzeln zu verscheuchen, aber es gelang ihr nicht.

Ein nackter, übel zugerichteter Engel – die Augen weit offen, von einem dünnen Film überzogen, einer Art innerem Augenlid wie bei einer halb schlafenden Katze – der auf einem weichen Meer aus gewelltem schwarzem Plastik treibt. Ruby Pringle starrt zu Kate auf. Die Arme und Beine sind ausgestreckt, ihr weißer Nagellack ist abgesplittert, die Haut

hat die Farbe von Zeitungspapier. Ein Telefonkabel ist so fest um ihren Hals gewickelt, dass es im Fleisch verschwindet. Ihre Jeans der Größe 27 sind bis zu den Knöcheln heruntergezogen. Der Geruch von Ruby Pringles Tod ist untrennbar mit dem schimmelnder Pizzakrusten, von Kaffeesatz und Abfällen von Gemüse und saurer Milch vermischt.

Kate McKinnon, Detective der Mordkommission, weiß, dass man an einem Tatort nichts durcheinanderbringt, aber sie kann nicht anders. Sie zieht Ruby Pringle die Jeans bis zur Taille hoch, entfernt sich wankend von dem Müllcontainer, schaut blinzelnd in die trübe Mittagssonne, hofft, dass sie ihr das Bild des toten Mädchens von den Netzhäuten brennen wird.

»Hat dir das je gefehlt?«, fragte Liz.

»Was? Oh.« Kate fand zurück in die Gegenwart. »Machst du Witze? Zwischen dem Buch, der Fernsehserie – die Gott sei Dank vorbei ist – und meiner Arbeit für die Stiftung« – Kate atmete kurz aus – »blieb mir kaum Zeit zum Pinkeln.«

»Weißt du, ich habe mir jede Minute deiner Sendung auf PBS angesehen und nur darauf gewartet, dass du vergisst, dass du vor der Kamera stehst, und anfängst zu fluchen. Aber du warst ja so was von einer Lady.« Liz grinste. »Wie hast du das denn nur hingekriegt?«

Kate verdrehte die Augen. »Du hast die Outtakes nicht gesehen.«

»Ich wette, du kriegst Fanpost.«

»Oh, sicher. Bündelweise. Richard hat seine Anwaltskanzlei aufgegeben und bleibt jetzt zu Hause und sortiert sie.«

Liz lachte. »Wie geht's denn deinem sexy Ehemann?«

»So sexy ist er gar nicht«, erwiderte Kate mit einem gequälten Lächeln. »Der Mann arbeitet zu hart. Zum einen bearbeitet er für gewöhnlich übertrieben viele Fälle auf einmal, und dazu kommt die unbezahlte Arbeit – zu der ich ihn, wie ich zugeben muss, ermutige –, sein Engagement für die Stiftung, und jetzt hat er sogar für die Stadt noch ein paar wichtige Fälle übernommen. An den Abenden, an denen es Richard vor Mitternacht nach Hause schafft, ähnelt er einem toten Hund.«

»Einem von dieser langbeinigen, reinrassigen Sorte.«

»Reinrassig? Mein Richard? Du weißt sehr gut, Liz Jacobs, dass

Richard und ich beide vom Tierschutzverein großgezogen worden sind – wir sind die reinsten Köter.« Sie lächelte. »Wenn Richard sexy ist, ist er natürlich, na ja ... reden wir nicht drüber.« Sie lächelte erneut. »Und was ist mit dir? Wie geht's den Kindern?«

»Die machen sich prima. Sie sind beide auf dem College. Erstaunlich, oder? Verdammt gute Sache, dass sich die Investitionen ihres lausigen Vaters ausgezahlt haben.«

»Und dass die kleinen Genies beide Stipendien bekommen haben. Du solltest stolz auf sie sein.«

»Das bin ich«, sagte Liz, die dieses schüchterne Lächeln nicht unterdrücken konnte, das allen Müttern im Gesicht steht, wenn sie versuchen, ihren plötzlichen Stolz zu verbergen. »Oh, ich hätte das nicht sagen sollen –«

»Was? Dass du stolz bist?«

»Dass Frank ein lausiger Vater ist. Er war nur ein lausiger Ehemann.«

»Er hat dir zwei wunderschöne Kinder geschenkt.« Kate kippte ihren Martini hinunter und stellte sich vor, er könnte durch den winzigen Riss, der sich gerade aufgetan hatte, tatsächlich in ihr Herz sickern.

Verdammt. Das konnte sie jetzt gar nicht brauchen. Sie saß neben ihrer besten Freundin, die sie liebte, wirklich liebte, und wollte sie dennoch von einem Augenblick zum anderen plötzlich ausstechen mit all den Vorteilen dieses guten Lebens, über das sie sich während der letzten Viertelstunde so abfällig geäußert hatte. Weil diese völlig arglose Bemerkung – wie geht's den Kindern? – und der anschließende Ausdruck mütterlicher Selbstzufriedenheit in Liz' Gesicht Kate das Gefühl gaben, als geriete ihre glitzernde, perfekt gebaute Welt entschieden ins Wanken. Verdammt. Verdammt. Verdammt.

Liz bemerkte Kates abwesenden Blick. »Alles in Ordnung?«

»Oh, sicher.«

Liz sah ihre Freundin prüfend an. »Wirklich?«

»Ehrlich.« Kate setzte sich ein breites Lächeln auf. »Hey, wann hast du dir die Haare schneiden lassen? Es gefällt mir.«

»Vor Kurzem. Ich wurde zu alt für lange Haare.«

»Oh, oh –« Kate schüttelte sich die von rotgoldenen Strähnen durchzogenen dunklen Haare von den Schultern. »Und wie lassen

meine mich aussehen?«

»Dir steht das.«

»Gib mir Bescheid, wenn ich anfangen auszusehen wie in What Ever Happened to Baby Jane.«

»Du hast noch etwa ein Jahr.« Liz lachte.

»Sehr witzig.« Kate kniff die Augen zusammen, fügte aber ein spielerisches Grinsen hinzu. »Ist dir klar, dass ich gerade einundvierzig geworden bin? Einundvierzig. Das ist shocking.« Kate sah vor sich, wie sie in dem allerersten Jahr bei der Polizei gearbeitet hatte. Sie konnte noch immer die schlecht sitzende Uniform spüren, die an der Taille zusammengeraffte Hose, das für einen Mann entworfene blaue Hemd, das sich über ihrer Brust spannte. Liz hatte sie aufgezogen und gemeint, es wäre wahrscheinlich die erste und letzte Bluse, in der Kate jemals vollbusig aussehen würde. Kate lächelte, als sie daran zurückdachte, und dann seufzte sie. »Ich habe mir immer vorgestellt, ich würde höchstens achtundzwanzig oder dreißig werden.«

»Hey, ich bin fünfundvierzig. Glaubst du, ich würde dich bemitleiden? Vergiss es.« Sie schüttelte den Kopf. »Also, was steht bei dir heute Abend auf dem Programm?«

Kates Gesicht hellte sich auf. »Richard und ich treffen uns mit unseren zwei liebsten Kindern. Wir sehen uns downtown eine Performance an – irgendwas Cooles und echt Avantgardistisches, da bin ich mir sicher.« Kate verdrehte die Augen. »Hey, warum kommst du nicht mit?«

»Geht nicht. Der heutige Abend ist den Computerhandbüchern gewidmet. Ich versteh's, zu leben, was?« Liz mimte ein breites Gähnen. »Aber danke. Und, lass mich raten – du redest von Willie und Elena.«

»Selbstverständlich.« Kate lächelte.

»Seit deinem Buch sind sie berühmt.«

»Oh, die hätten es auch ohne mich geschafft.« Kate machte eine abwehrende Handbewegung. »Willie ist bei der Biennale in Venedig nächsten Monat mit einigen seiner Bilder vertreten. Das hat in der Kunstwelt eine Menge zu bedeuten. Und dann hat er hier in New York im Museum of Contemporary Art seine eigene Ausstellung.«

»Wow.«

»Allerdings. Und Elena geht diesen Sommer in Europa auf Tournee«,

fuhr Kate fort, und ihr Ton bekam etwas Enthusiastisches. »Oh, ich wünschte, du hättest neulich Abend bei ihrer Performance dabei sein können. Die war wirklich toll.«

Für einen Moment hatte sie die Bar des Four Seasons verlassen, und war wieder in dem intimen Hörsaal des Museum of Contemporary Art. Elena stand auf der Bühne, eine einzelne von einem Scheinwerfer beleuchtete Gestalt, die von einer sich ständig verändernden Serie pulsierender, orgiastischer, abstrakter Töne begleitet wurde – einer Übersetzung ihrer durch einen Computer geschickten Stimmakrobatik.

»Elena könnte ohne weiteres als Mainstream-Sängerin Karriere machen«, erzählte Kate. »Aber sie hat sich für diesen unglaublich schwierigen, wenn auch tollen Weg entschieden. Ich meine, sie hat diese feinen Leuten und aufgeblasenen Typen im Publikum wirklich gefesselt.« Kate erinnerte sich, wie die Museumsdirektorin Amy Schwartz, eine von Natur aus nervöse Person, hingerissen von Elenas mehrere Oktaven umfassender Stimme geschwärmt hatte. Und wie Schuyler Mills, der Chefkurator, erklärt hatte, Elena sei brillant; das war eindeutig mal ein Mann mit Geschmack und Kultur. Selbst Bill Pruitt, dieser aufgeblasene alte Langweiler, der seit Neuestem Vorstandsvorsitzender des Contemporary war, hatte es geschafft, wach zu bleiben – keine schlechte Leistung für einen Mann, der den Dichterlesungen und Künstlergesprächen des Museums normalerweise von Anfang bis Ende schnarchend beiwohnte. Was den zweiten Kurator, Raphael Perez, anging, so konnte der Kerl die Augen nicht von Elena lassen. Aber wer wollte ihm das verübeln? Das Mädchen war wunderschön.

»Tut mir leid, dass ich sie verpasst habe – Elenas Performance, meine ich. Du hast bei diesen Kids großartige Arbeit geleistet, Kate.«

Nun versuchte es Kate mit diesem kleinen Lächeln, um darüber hinwegzutäuschen, dass sie fast platzte vor Stolz. Ja, es stimmte, sie hatte mehr als nur einen kleinen Teil dazu beigetragen, dass die beiden sich so entwickelt hatten. Willie und Elena, für die sie und Richard von der allerersten Klasse an durch die Stiftung Let There Be a Future, die sich um die Bildung unterprivilegierter Kinder aus der City kümmerte, vor fast zehn Jahren die Patenschaft übernommen und die sie beide ins Herz

geschlossen hatten. Okay, Kates leibliche Kinder waren sie nicht. Sie hatte sie nicht einmal adoptiert. Aber hätte sie irgendwelche anderen Kinder mehr lieben können als diese beiden? Sie konnte es sich nicht vorstellen. Vielleicht waren sie ihr sogar näher, gerade weil Kate sie nicht geboren hatte; weil es da nichts von der elterlichen Angst gab, die mit der Blutsverwandtschaft einhergeht und Kinder und Eltern gegeneinander kämpfen lässt. Nein, mit Elena und Willie hatte es nichts dergleichen gegeben. Oh, sicher hatten sie auch weniger gute Momente erlebt, aber nichts, worüber sie nicht irgendwann lachen oder sich beieinander ausweinen konnten. Willie und Elena. Ihre Kinder. Und, ja, sie würden es schaffen. Sie lächelte warm. »Gott, ich liebe die beiden über alles.«

»Oh, Kate.« Liz faltete die Hände wie zum Gebet. »Bitte, bitte, bitte adoptiere mich. Ich werde auch artig sein – mein Zimmer sauber halten, mir die Zähne putzen – ich schwöre es.«

Kate lachte, wühlte in ihrer Tasche und holte ihre Schachtel Marlboro heraus; an der Seite klebte ein zerknittertes Nikotinpflaster. »Du meine Güte, kein Wunder, dass das Ding nicht wirkt.« Dann griff sie nach einem zusammengefalteten Foto, das auf dem Tisch lag. »Wo kommt denn das her?«

»Das ist von deinem Nikotinpflaster abgefallen. Vielleicht hat das Ding ein Kind gekriegt.«

Aber Kate hatte aufgehört zu lachen. Sie hielt das Foto neben die kleine Lampe in der Mitte des Tisches. Es war ein wenig unscharf, die Farben ein wenig verblasst. »Das ist von der Abschlussfeier.«

»Das sehe ich«, sagte Liz und nahm es Kate aus der Hand. »Hübsch.«

»Nur dass ich keine Ahnung habe, wie es hierherkommt.«

»Weißt du, auch die toughe Kate McKinnon darf ruhig mal zugeben, dass sie sentimentale Fotos mit sich rumträgt.«

»Ich würde es zugeben, aber das einzige Foto, das ich je in meiner Tasche habe, ist das auf meinem Führerschein, und wenn ich könnte, würde ich das auch wegschmeißen.«

»Tja, dann hat es wohl jemand anders da reingetan, um dich zu überraschen.«

Für einen Moment beschlich Kate ein Gefühl, das sie seit ihrer Zeit als

Detective bei der Mordkommission nicht mehr gehabt hatte, die Gewissheit, dass sie etwas auf der Spur war. Oder dass ein Fall, auch wenn sie es nicht zugeben wollte, hoffnungslos, dass es vorbei war – dass das Kind, nach dem sie gesucht hatte, nicht mehr lebte. Aber sie versuchte es mit einem Achselzucken abzutun. »Das wird wohl Richard da reinetan haben«, meinte sie. Wenn sie sich auch nicht vorstellen konnte, warum. Oder ihre Haushälterin Lucille möglicherweise. Aber warum hatten sie es dann nicht auf ihren Schreibtisch oder die Arbeitsplatte in der Küche oder an irgendeinen anderen Platz gelegt, der viel geeigneter gewesen wäre? Kate steckte das Foto wieder in ihre Handtasche und dachte nicht weiter darüber nach. »Hey«, fragte sie und wurde nun wieder fröhlicher. »Warum wohnst du den Monat nicht bei mir? Ich meine es ernst. Wir haben Zimmer, in die wir nicht mal reingehen. Du würdest mir einen Gefallen tun.«

»Quantico hat schon ein kleines Apartment in Midtown in der Nähe der Bücherei für mich gebucht.«

»Oh, hör auf zu versuchen, mich zu beeindrucken.«

»Das ist okay, wirklich.« Liz stopfte sich ein paar Erdnüsse in den Mund. »Ich passe eigentlich sowieso nicht in deine Welt, Kate.«

»Junge, Junge. Nach all diesen Jahren muss ich dich daran erinnern, dass ich, auch wenn ich vielleicht mit der Oberschicht shoppen gehe, zu Mittag esse und feiere, dort lediglich ein Eindringling bin? Im Grunde unseres Herzens, Kleine, sind wir beide vom gleichen Schlag.«

Liz starrte Kate aufmerksam an. »Meine liebe Freundin. Sieh mich an, sieh dich an – und dann schau dich um. Ich bin die einzige Frau in diesem Raum, die etwas Farbiges trägt, Herrgott noch mal. Und diese orange Bluse ist zu hundert Prozent aus Polyester.« Sie griff mit den Fingern nach den Saum von Kates Ärmel. »Kaschmir, richtig? Ralph Lauren oder Calvin Wie-heißt-er-noch-gleich? Und lüg nicht – ich habe gesehen, was du im Schrank hast. Ich? Ich kann mich nicht einmal mehr erinnern, wann ich das letzte Mal in einem Restaurant gegessen habe, in dem man sein Essen nicht auf einem Tablett abholt.«

»Lizzie, wenn du nicht bei mir wohnen willst, musst du mir versprechen, dass du wenigstens die Hälfte deiner Zeit mit mir verbringst, zwei oder drei Abendessen die Woche – nur wir beide.«

Kate wühlte in ihrer butterweichen Ledertasche. »Hier. Schlüssel zu meiner bescheidenen Wohnung. Meine Zweitschlüssel. Die kannst du haben. Komm und geh, wie es dir gefällt. Schnorr Essen aus meinem Kühlschrank. Trag meine Sachen von Calvin Wie-heißt-er-noch-gleich.«

»Klar, ich habe mir schon immer gewünscht, als Zweitwohnung ein Penthouse mit zwanzig Zimmern und Blick auf den Central Park zu haben.«

»Zwölf Zimmer. Bitte. Nicht zwanzig.«

»Zwölf lausige Zimmer.« Liz ließ die Schlüssel fallen. »Vergiss es.«

»Okay, ich gebe Richard gratis dazu. Trag meine Kleider. Schlaf mit meinem sexy Ehemann.«

Liz' Finger schlossen sich wieder um die Schlüssel. »Das hört sich schon besser an.«